

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 14

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Treppen und Korridore miteinander in Verbindung. Vorübergehend haften hier in den ersten Jahrhunderten Christengemeinschaften. Die Katakomben des Klosters der Päpste Clemens und Martin sind teilweise noch erhalten, mit der Clemenskirche, der größten Höhlenkirche der Krim.

Die berühmteste Höhlenstadt ist Tschufut-Kale, unweit des Tartarenortes Bachtischferei. Es war die alte Feste Kyrkor, wechselnd im Besitz der Skythen, Goten und Tartaren. Der Weg dorthin führt durch die enge Schlucht Majram und das Tal Jossafat steil zur Höhe, wo ein mächtiges Eisentor den Eingang sichert. Man ist erstaunt über die Größe dieser Ruinenstadt, die eine Fläche von 35 Hektar einnimmt und gleich einer Burg von allen Seiten durch tiefe Schluchten geschützt ist. Man begreift, daß diese Feste Kyrkor uneinnehmbar war und die jeweiligen Herren der Krim hier ihre Verteidigungsmacht konzentrierten. Schon früh verlor jedoch Kyrkor seine kriegerische Bedeutung. Im 17. Jahrhundert war es nur mehr ein Zufluchtsplatz für die jüdische Sekte der Karaimer, bis Anfang des 19. Jahrhunderts die letzten jüdischen Familien es für immer verließen.

Noch viele Höhlenfiedlungen kennt man in dem Bergland und manche harren noch der genaueren Erforschung. Zu erwähnen sind Tepe-Kermen, Katschi-Kalen, die große Stadt Tscherkess-Kermen und Mangup, das frühere Dorosch oder Theodoros, die alte Hauptstadt der Goten.

Die Daten der jüngeren Geschichte dieser Ruinenfelder sind ziemlich geklärt, über die Entstehungsursache können wir nur Vermutungen äußern. Um bestimmte Siedlungsformen der Menschen zu erklären, müssen wir sowohl nach Zweckmäßigkeitsgründen suchen, wie auch die gegebene Landschaft und die Kultur berücksichtigen. Jede Landschaft, jede Bodenform prägt ihren bestimmten Menschentypus, wenn auch dieser Einfluß sich oft erst im Laufe von Jahrhunderten auswirkt. Dieses Kaltgebirge der Krim bot mit seinen natürlichen und künstlichen Höhlen dem Menschen willkommenen Schutz. Der Gedanke lag nahe, in dem weichen Gestein die vorhandenen Höhlen auszubauen und neue anzulegen. Doch mag diese Ueberlegung nur die erste Zeit von Einfluß gewesen sein, später wurden die Höhlen als die gewohnte und den Verhältnissen am besten angepaßte Wohnform lange beibehalten. Wahrscheinlich mit dem Eindringen der Tartaren im frühen Mittelalter änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Es entstanden tartarische Siedlungen in den Tälern, die alten Höhlenstädte begannen zu verfallen. Man benützte die Trümmerfelder als Steinbrüche. Ganz Sewastopol ist so aus dem Stein von Inferno erbaut. Allerdings entstanden bei diesen Arbeiten Zufallshöhlen, deren Existenz dann später nicht mehr zu erklären war, die, ähnlich den römischen Steinbrüchen im Aura, die Höhlenforschung lange irreführten und die Rekonstruktion dieser alten Stätten heute sehr erschweren.

Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit, wie zwischen 1914 und 17 die Entwicklung ausfiel, die schließlich die Sozialisten auf den Weg der Bolschewiki brachte. Unser Land erlebte eine große Teuerung . . . und niemand verhinderte dies. Und völlig ungenügend war, was geschah, um die Folgen der Teuerung zu lindern. Die berühmten „Teuerungszulagen“ kamen sehr verspätet. Von einer Ahnung, daß die Regierung grundsätzlich Aufgaben gegenüber all diesen zersetzenden wirtschaftlichen Entwicklungen habe, durfte man nicht sprechen. Es gab diese Ahnung kaum. Die Schweiz wurde das internationale Schieberparadies. Und . . . der Schlupfwinkel jener, die dem Kriege mit den Mitteln der Revolution den Garaus zu machen hofften.

Es muß heute mit aller Deutlichkeit an die Ursachen jener verhängnisvollen Entwicklung erinnert werden. Nicht zum zweiten Male darf es geschehen, daß die Zügel der Wirtschaft schleppen und Verhältnisse einreißen, die automatisch das Volk spalten. Es gibt heute bei uns Gruppen, die stellen sich den Burgfrieden so vor, als ob nun die Linke auf all ihre Forderungen verzichtet hätte und dem Bundesrat blinde Gefolgschaft leiste in den Fragen der Finanzsanierung und SB-Reorganisation usw. Diese Leute vergessen, daß z. B. die „Richtlinienparteien“ ihre Forderung nach einem neuen Wirtschaftskurs und nach ewigem Verzicht auf die Abbaupolitik nicht erheben, um den Bundesrat und die Rechte zu ärgern, sondern weil sie überzeugt sind, daß diese „neue Wirtschaftspolitik“ das Heil aller, nicht etwa nur der Lohnarbeiter, bedeute. Ja, daß die Einnigkeit des Volkes ihr Skelett verliere, wenn man der Arbeitslosigkeit, der Konsumentenohnmacht und der weiteren Bauernverschuldung Raum lasse. Ein Burgfriede, der dies täte, wäre die Basis für spätere schlimmste Entzweiung.

Auf dem Wege nach Prag.

Man sieht nun deutlich, auf welchem Wege das Dritte Reich nach Prag zu gelangen hofft. Ein offener Krieg soll vermieden, ein Risiko größten Stils ausgeschlossen werden. Die Chancen, ohne Totaleinsatz der Machtmittel ans Ziel zu kommen, sind groß. Und die Hauptchance, daß Europa passiv zuschauen wird, daß es nicht merken wird, was gespielt werden soll, ist ebenfalls vorhanden.

Der Hauptakteur im tschechischen Satyrspiel heißt Konrad Henlein, seines Zeichens Lehrer, von Kennern als ziemlich langweiliger Pedant, aber bewehrt mit sehr hartem Kopf, geschildert. Er hat seine Faschistenpartei organisiert und über allerlei Krisen und Skandale hinweg gerettet. Der Zusammenbruch Oesterreichs brachte dieser „*f u d e n d e u t s c h e n P a r t e i*“ einen Auftrieb, den die Optimisten gar nicht mehr erwartet hatten, lag sie doch in den letzten Monaten ziemlich darnieder. Jetzt aber wächst sie fast stündlich. Alle übrigen deutschen Parteien, auch die halbe sozialdemokratische, haben die Regierung verlassen und sind freiwillig in Henleins Organisation aufgegangen. Die Sozialisten selbst booten ihren jüdischen Minister namens Tschach aus. Es gibt seit einer Woche keine Christlichsozialen, keinen Bauernbund, keine Gewerkepartei mehr. Henlein regiert die größte aller Parteien in der Republik und gewinnt so das Recht auf die Bildung der Regierung! Damit operiert man in Berlin. Natürlich können die Tschechen diesen Griff nach der Handhabe des Rechtes leicht parieren; es brauchen sich nur einige ihrer eigenen Parteien zu fusionieren, und die „größte Partei“ steht wieder im tschechischen Lager.

Henlein geht nun aber aufs Ganze. Er verlangt Neuwahlen und hofft, mit einigen Ministern auf dem Stadtschloß einzuziehen. Sobald er auf der Burg sitzen wird, mag die Fortsetzung erfolgen. Das bedeutet die völlige Aenderung der Innen- wie der Außenpolitik. Innenpolitisch würde eine wahre Umwälzung in der Befehlsgewalt aller Beamtenposten erfolgen: Slovaken in der Slowakei, lauter Leute der Richtung Vater Hlinkas, des Autonomisten und Ungarfreundes, Deutsche im ganzen böhmischen und mährischen Randgebiete. Das wäre insofern von enormer Bedeutung, weil die tschechischen Landes-

Weltwochenschau

Distussion um den schweizerischen Burgfrieden.

Nach dem Falle Oesterreichs erfolgte im Berner Bundeshaus eine bundesrätliche Proklamation, der sich alle Parteien einstimmig angeschlossen. Der Wille, unsere Unabhängigkeit bis zum Letzten und mit allen Mitteln zu verteidigen, wurde feierlich dokumentiert. Es geschah genau das, was 1914 bei Ausbruch des Weltkrieges auch geschah und was damals galt, bis die „Zimmerwalder“- und „Kientaler“-Aktion des internationalen Sozialismus jene Umstellung der Linken brachte, von der aus nachher der Weg über die verschiedenen Friedensaktionen, (Hofmann-Grimm in Petersburg), zum Generalfstreik, zur Ablehnung der Landesverteidigung, zur Weltrevolutionsgläubigkeit, zur ideologischen Halbierung des Schweizervolkes und zur stimmungsmäßigen Verdamnis jeder Anregung der Linken auf der Rechten führte. Diesmal hat es keines Kriegausbruches bedurft, um den Spaltungen ein Ende zu bereiten. Die Kiesenndrohung des Faschismus machte unsere Linken längst zu Demokraten, die wissen, daß sie nur in der Demokratie weiter existieren werden. Und darum sagen auch sie unbedingt ja zur Proklamation des Bundesrates.

verteidigungswerke damit unter die Kontrolle hitlerfreundlicher Beamten geraten würden. Die außenpolitische Konsequenz wäre damit gegeben: Prag würde sich sofort der „Achsenpolitik“ anschließen, dem Namen nach jedoch nur die „ewige Neutralität“ der Republik erklären und hinter dieser Fassade durch Aufziehen eigener tschechischer Faschistenorganisationen den Anschluß ans Reich vorbereiten.

In allernächster Zeit schon wird man erkennen, ob die Tschechen mit den Konzessionen beginnen und so den „Anfang vom Ende“ proklamieren. Werden Neuwahlen angeordnet, bedeutet das an sich noch keine Gefahr. Akzeptiert man aber Hitlerleute als Minister, dann hat man sozusagen den Holzwurm ins eigene Gebälk gefest.

Wie nun aber, wenn Prag diese Henleinminister nicht akzeptiert? Es kann beispielsweise 30 % deutsche Minister und Beamte bestellen, doch nicht „Sudetendeutsche“, sondern Partei-Unabhängige, sofern sie aufzutreiben sind, oder Sozialisten. Und es kann dafür sorgen, daß die militärischen Objekte unter tschechischer Kontrolle bleiben. Es kann den deutschen Gemeinden Selbstverwaltung bieten und die Bezirke als autonome Gemeinwesen organisieren. Aber es kann dadurch Berlin nur beleidigen, indem es eben Henleins Leute als Staatsfeinde ablehnt. Dann müßte das Dritte Reich weiter gehen und den Aufstand der Deutschen in Szene setzen und durch die gehörige Zahl von „Freiwilligen“ verstärken. Immer noch unter eigener militärischer „Nichteinmischung“. Und immer noch würde Frankreich den „Bündnisfall“ nicht erkennen dürfen . . .

Berlin hat von England eine halbe Zusicherung erhalten, im Falle eines Einmarsches in die Tschechei neutral zu bleiben. Das geschah in der großen, grundlegenden Erklärung des Premiers Chamberlain, die darin gipfelte: England sei just in diesem Falle rechtlich nicht verpflichtet, zu marschieren. Und obwohl er beifügte, es würden nicht nur rechtliche Grundlagen entscheiden, ob England eingzugreifen habe, steigerte sich das Mißtrauen gegen London bis zum finstern Argwöhnen geheimer deutsch-britischer Abmachungen, auf eine förmliche Auslieferung Prags an Hitler. Man überlegt: Wenn England nur bedingt marschiert, sogar für den Fall des offenen Kriegs, wird es das Geringste tun, wenn der verkappte Krieg begonnen wird? Es wird nichts tun und damit auch die Franzosen lähmen. Und die Franzosen? Wo in aller Welt sollten sie Deutschland angreifen? Die Rheinlandfestungen sichern das Dritte Reich ebenso, wie die Maginot-Linie Frankreich sichert, und ein Niederkämpfen dieser Festungen würde Monate dauern und ungeheure Opfer kosten. Bis dahin aber müßten die Tschechen längst verblutet sein.

Man darf nicht vergessen, daß auch das, was in Spanien geschieht, eine Etappe auf dem Wege nach Prag bedeutet. Die Offensive Francos wurde bis Caspa-Alcaniz und das große Ebrosnie vorgetragen und nach dem Verfehlen des republikanischen Widerstandes nördlich des Ebros verlegt. Dort sind nun auf einer Frontbreite von 150 Kilometern die Stellungen der Regierung abermals überrannt und die Einbruchstore auf der Straße Saragossa-Lerida und Huesca-Barbastro geöffnet worden. Mit diesem neuen Schlage verliert der Keil die gefährliche Flankenbedrohung, die noch Mitte März der Regierung ausfiel auf Gegenaktionen geboten. Nun scheint noch eine dritte Aktion im Gange: Die Landung italienischer und deutscher Abteilungen in der Gegend der Ebros-Mündung, und damit das baldige Abschneiden Kataloniens vom übrigen Spanien. Sobald das geschehen sein wird, steht Paris vor der Tatsache, daß die Deutschen die Pyrenäen beherrschen und von dort aus angreifen könnten, falls das tschechische Spiel losginge.

—an—

Kleine Umschau

So, der Märzstaub hat seine Vorherrschaft über unsere Lebensbedingungen brechen müssen, zwar bloß für einige wenige Tage, an denen es regnete. Aber wie alles in der Welt

seine Rehrseite hat, so auch dieser in Anbetracht der allgemeinen Hustenanfälle und Rhümen sehr hygienische Witterungseinbruch: wir mußten wieder von neuem unsere Defen aufmachen und unsere Winterfächer hervorholen. Das ist eben Bern, ist man versucht zu sagen. Aber auch in andern Ländern unseres Himmelsstriches ist die selbe Erscheinung eingetreten, also können wir uns mit deren Bewohnern trösten und gleichzeitig feststellen, daß unsere Bundesstadt diesmal keine Sonderstellung eingenommen hat.

Der Wettersturz fiel natürlich wieder mit der Eröffnung der Schützenmatte zusammen. Rumpf-Schützenmatte sei eigentlich der richtige Ausdruck, bemerkt mein Begleiter in anbetracht deren Verlegung auf den Waisenhausplatz und die Ferdinand-Hodler-Straße. Wird der Ausdruck „Schützenmatte“ der Bundesstadt verbleiben, auch wenn sie ihre definitive Niederlassung in irgendeinem Quartier oder Gebiet erhalten wird? Enfin — das Bild der frierend und fröstelnd vor ihren Schaubuden oder in ihren Schießständen stehenden und wartenden Artisten, Artistinnen und Schützenliesel scheint eine bleibende Erscheinung der „Schütz“ zu deren Eröffnung geworden zu sein. Nach der Eröffnung wirds dann wieder besser. Daß man durch die Bundesstraßen wandelt, den Duft der Schützenmatteknöchel auf sich einwirken läßt, zuschaut, ob der andere in der Schießbude etwas trifft, schaut, wer unter dem alles bedeckenden Tuch des Raupenkarussells hervorkommt, auf die unheimlichen Geräusche aus der Gespensterbude wartet und bei den „Menschenattraktionen“ Aufstellung nimmt und dort ebenfalls wartet, bis einer hineingeht, das ist nun einmal so in Bern. Wir sehen unsere Staatenlenker von irgendeiner Sitzung kommend durch die „Schütz“ wandern; Vorstandsmitglieder lebens- und staatenwichtiger Verbände ihre „Gwundernase“ auf der Schütz füttern, bevor sie in einer Versammlung ihre erdauerten und juristisch ausgeklügelten Sentenzen loslassen. Kurz, die Schütz ist auch diesmal eine Einrichtung für Alle und wird es wohl immer bleiben. Aber angesichts des Negers, der zusammen mit andern Menschenraritäten sich alle Mühe gibt, die gaffende Menge zum Besuche der Bude zu verlocken, erinnern wir uns eines Vorfalls aus unserer Kinderzeit, da in einer Schaubude ein Neger erschien. Damals hielten es die Stadtkinder, gestüpft von den ortsansässigen Geschäftseuten, noch nicht für nötig, Ukase gegen den unlauteren Wettbewerb zu erlassen. Aber gleichwohl tauchte der Gedanke auf, mit dem Neger dürfte es nicht ganz richtig sein, und man könne dem zahlenden Publikum mit keinem Schwindel aufwarten. Und so kam denn vom Stadthaus her der Befehl, der Neger sei am ganzen Körper mit Rasi abzuwaschen, auf daß man feststellen könne, ob er echt oder bloß angestrichen sei. Befohlen — getan! Was aber kam dabei heraus? Die Farbe ging nicht ab, war also keine Farbe. Der Mohr war dennoch echt. Der arme Kerl, der während der ganzen Prozedur schrecklich geschrien hatte, mußte mit verbrannter Haut ins Krankenhaus eingeliefert werden!

Nun geht die Saison der Theatervorstellungen zu Ende. Man konnte bei Dilettantenvorstellungen wiederum allerhand genießen und sich durchwegs am Eifer der Darsteller erfreuen, denn es ist immer begrüßenswert, wenn man für derartiges Zeit und Lust aufbringt. Derjenige aber, der da glaubt, unsere hiesige und heutige Welt wolle nichts mehr von Dingen wissen, die ans Gefühl rühren, sah sich mehrfach getäuscht. Solche, die das behaupten, hätten einer Vorstellung, die Menschenschicksale behandelte, beiwohnen sollen: alles weinte, Jung und Alt, Männer und Frauen. Und als der Vorhang sich schloß und im Saale wieder Licht aufblinkte, ging ein Schreuzen und Abwischen tränengeröteter Gesichter los. Und am Büffet dauerte es eine ganze Weile, bis die Fräuleins sich vom Schluckzen erholt hatten und wieder Bier und Raffee einschenken konnten!

Ansonsten werden in der Bundesstadt wieder allerhand Dinge verrichtet, die mit Frühling und Sommer zusammenhängen. So sorgt man wieder für den Fußgänger. Die goldgelben Fußgängerstreifen, die von Schnee, Eis, Staub und Wagenrädern zum Verschwinden gebracht wurden, werden in